An Emotional Journey, Part 3

Tone and Soul of Vintage Guitars

Die 56er Strat: ein V-Neck wie für meine kleinen Hände geschnitzt. Alle Lagen sind für meine Finger bequem erreichbar und man hat stets „jede Menge Holz unter dem Kiel“...

Von Thomas Blug

Über 50 Jahre Gitarristenschweiß haben ihre Spuren hinterlassen: einen Hals mit schön abgegriffenen Kanten und ein Griffbrett mit vielen blanken, ausgewaschenen Stellen. Beim Spielen fühlt sich das für mich sofort vertraut an. Den Klangcharakter dieser Strat von 1956 würde ich als sehr trocken, leicht bissig bis giftig beschreiben. Dieser ist wohl auf den extrem trockenen Ton des alten Holzes mit einer kleinen Überbetonung der Höhen durch die Tonabnehmer zurückzuführen. Aber genau das macht sie nur umso dynamischer und spritziger. All diese Eigenschaften kenne ich nur zu gut von meiner „Hauptgitarre“, der weißen 61er Strat, mit der ich seit über 20 Jahren unterwegs bin. Ich fühle mich also wie zu Hause auf diesem Brett.

Foxy lady

Mit der hier vorzustellenden Gitarre habe ich im Studio vor zehn Jahren schon viel Spaß gehabt. Sie gehört einem Sammler, der bereit war, mir dieses wertvolle Stück für einen längeren Zeitraum auszuleihen. Bei einigen Studioaufnahmen habe ich mit ihr schöne Clean-Sounds, bissige Crunch-Sounds und sogar einige HiGain-Soli aufgenommen. Dabei fiel mir auf, dass ich noch nie zuvor eine Gitarre in den Fingern hatte, mit derart toller Ansprache. Speziell mit diesem Halstonabnehmer hatte ich die reinste Freude. Mit ihm konnte ich töten und flöten. Da war er der Druck, der sich immer durchbohrt und die Ansprache mit einem holzigen Kern: Energie auf den Punkt – und dies nicht zu nett. Ich bin begeistert, wie mir mit dieser Strat alles von den Fingern geht. Sie knallt, wenn man sie prügelt und sie schnurrt, wenn man sie streichelt. Mal ein ruppiger Schlag – kein Problem – ich steuere gegen und alles ist wieder im Lot. Mal schlage ich böse Töne an, die tun dann auch richtig weh. Nicht immer schön, aber: that´s me. So höre ich mich eben gerne. Einst bin ich mal einen alten 911er Porsche gefahren: 4 Gänge, kein Bremskraftverstärker, aber im zweiten Gang bis 100 km/h. Wie die 56er Strat: etwas ruppig, nicht so elegant, aber dafür sehr temperamentvoll.

Hot blooded

Ich mag es, wenn Gitarren, die etwas zuviel Biss haben, von einem Verstärker mit leichtem Overdrive gezügelt werden. Das gibt mir das Gefühl noch mehr Ausdruck in mein Spiel zu bekommen. Diese Gitarre hier harmoniert auch gut mit alten Marshall-Verstärkern der Plexi-Ära (1966 - 1968), mit deren Klang ich mich sehr wohl fühle. Diese Verstärker klingen voll aufgedreht sehr roh und fett wenn man sie übersteuert. Bei einem solchen Verstärker-Sound kann ich mit einer Gitarre, die etwas zu viele Höhen hat, verschiedenste Klangfarben erzielen. Der Klang lässt sich dabei in Abhängigkeit von der Stärke des Anschlags und der Stellung des Volume-Potis ausnehmend gut formen. Meine Reaktion auf diese 56er bringt mich dann doch zum Grübeln. Da entwickelt man seinen Stil auf einer Gitarre, die wegen ihrer Überbetonung der Höhen etwas aus dem tonalen

Gleichgewicht scheint, stimmt sein Spiel über die Jahre dann unbewusst darauf ab und auf einmal wirken viele andere Gitarren müde dagegen, obwohl sie es eigentlich gar nicht sind. Jetzt bekomme ich ein Brett in die Hand, das ein ähnliches Verhalten zeigt, und schon fühle ich mich auf gewohntem Terrain. Ertappt! Ich merke, wie bei mir all die unbewussten Nuancen zu tragen kommen, mit denen ich versuche den Klang so rund wie möglich klingen zu lassen. Ein softer Anschlag lässt die Gitarre ruhig und ausgewogen klingen. Schlägt man mal fest hinein, knallen die Saiten auf die Bünde und der Texas-Blues eines Stevie Ray Vaughan lässt grüßen. Mein Anschlag, den ich auf meiner 61er Strat entwickelt habe, passt genau auf dieses Instrument. Das gibt mir Sicherheit. Da aber durch den Maple Neck das gesamte Klangspektrum anders liegt, komme ich mit diesem Instrument auf neue Ideen und spiele Sachen, die ich auf meiner weißen Strat sonst nicht austesten würde. Die klanglichen Räume, die sich eröffnen, sind irgendwie größer und heller, der Ton ist stabiler. Und dann sind da noch ihr Biss und die atemberaubende Ansprache. Dank des holzigen Tones spiele ich gerne mit weniger Verzerrung, fast bis hin zu clean. Da liegen meiner Meinung nach auch die Stärken dieser 56er Strat: druckvolle Blues-Licks, bei denen man es auch mal richtig knallen lassen kann. Bissiges Solo-Spiel bei medium Gain sowie zart angeschlagene, jazzige Licks gehen mir hier runter wie Öl. Ein tolles Allround-Instrument, mit dem ich viele Stile bedienen kann.

Shape of things

Die Bauart dieser 56er Strat ist nahezu identisch mit der Bauart der 57er, die ich in der letzten Ausgabe (grand gtrs 2/2008) beschrieben habe. Der Korpus aus Erle ist schön dünn mit Nitrocellulose-Lack in der Standardfarbe 2-Tone Sunburst lackiert und weist einige Gebrauchsspuren auf. Ich finde solche Macken schön, denn sie nehmen aus meiner Sicht den Heiligenschein, der so manche Gitarre umgibt. Ich will ja mit der Gitarre spielen und sie nicht anbeten. Der Hals ist, wie damals üblich, aus einem einzigen Stück Ahorn und wurde irgendwann mal neu bundiert. Die volle Höhe der Bundstäbchen und das abgespielte, an einigen Stellen leicht eingeschrumpfte Griffbrett bieten hier einen etwas größeren Abstand der Saiten zum Griffbrett. Das Saitenziehen wird so zum Kinderspiel. Als wirklich bemerkenswert empfinde ich die starke V-Form des Halses der 56er. Hier ist speziell in den tiefen Lagen – außer in der Mitte der Halsrückseite – relativ wenig Holz zu spüren. Wenn man noch nie einen V-Shape-Neck gespielt hat, dann fühlt es sich erst mal ungewohnt an. Ich konnte mich aber bald auf die Vorteile dieses Halses einlassen. Neben dem Spielgefühl geht mir der Klangcharakter und der „Tone“, den ich mit diesem Instrument gefunden habe, nicht mehr aus dem Kopf. Ich möchte mal ergründen, welche Phänomene mich hier ansprechen.

Was ist eigentlich „Tone“?

Ich glaube, dass das Phänomen, bei dem „Experten“ meinen: der hat aber einen guten Ton, sich aus mehren Faktoren zusammensetzt. Das Instrument sollte von seinem Spieler beherrscht werden und nicht umgekehrt. Mir liegt dieses Instrument einfach gut in der Hand und auch das Klangverhalten ist mir mehr als nur sympathisch. Ich kann durch das Formen der Noten mit Hilfe von Bending und Dynamik die Klangfarbe modellieren. Beim Spielen trete ich in eine regelrechte Interaktion mit dem Instrument. Die Gitarre gibt die gewünschten Töne in der Art wieder, wie ich sie mir vorstelle. Ich bin davon positiv angetan, manchmal sogar inspiriert. Die Haptik wird zum Spielgefühl.

Der Klangcharakter des Verstärkers ist das zweite Element, da das Instrument E-Gitarre aus zwei klangrelevanten Komponenten besteht. Der Verstärker ist quasi der vergrößerte Klangkörper des Instruments. Er hat neben den allgemeinen Wiedergabeeigenschaften der Gitarre großen Einfluss auf die Art, wie die gespielten Töne wiedergegeben werden. Dabei ist gerade das dynamische Verhalten, speziell das Verhalten von Verzerrung und Kompression, quasi die Verdichtung des Tones, charakterisierend. Die Kombination der beiden Elemente „Gitarre“ und „Verstärker“ erzeugt erst das akustische Erlebnis mit dem damit verbundenen Gefühl des Spielens.

Mein Tone

Für mich entsteht ein guter, ausgeglichener Ton aus dem lebendigen Spiel zwischen Grund- und Obertönen, so dass es über den Verstärker auch lebendig, fett und rund klingt, wenn dieser gar nicht so viele Obertöne (Verzerrung) erzeugt. Lange genug gemacht, bleibt die anerzogene Tonformung auch bei mehr Gain hörbar. Ich habe das gelernt, als ich mit meinem Rocktrio „Dreist“ im „Retrowahn” einen Marshall 1987, auch 50er Plexi genannt, pur spielte. Easy-Fiedeln mit HiGain, damit war es hier vorbei. Ich hatte das Gefühl, dass ich gar nix mehr konnte. Alles war nur noch saulaut und jeder nur halbwegs schlappe Anschlag fast verschwunden. Nur einige Töne, bei denen ich all meine Energie und Konzentration auf den Punkt brachte, kamen klar und deutlich aus dem Verstärker, aber wie! Direkt auf die Zwölf. Da hatte ich wirklich das Gefühl, einen Volltreffer gelandet zu haben. Nicht nur mal eine paar nette Töne gespielt oder mal eine abgefahrene Tonkombination. Ein Volltreffer auf der Gitarre klingt groß – man kann ihn genießen und den Ton länger stehen lassen. Ich bilde mir ein, dass dies die Qualität der alten Meister wie Peter Green, Clapton, Gilmore, Hendrix und Konsorten ist. Sie mussten während ihres Gitarristenlebens kämpfen, das hat sie gestählt und das hört man heute noch. Eigentlich ganz logisch, wenn man sich mal vorstellt mit welchem Equipment in den 1960er Jahren so gespielt wurde. An dieser Stelle eine Anregung für die, die ihren Ton noch verbessern wollen: trainieren wie die Sportler mit Gewichten. Auf die Gitarre übertragen: einfach mal so ein altes Monster mit zur nächsten Bandprobe nehmen und kämpfen. Das geht natürlich nur dann, wenn die Band dazu die richtige Musik macht und die Kollegen diesen „Selbsterfahrungsquatsch” auch ertragen können. Denn am Anfang der Probe klingt man wahrscheinlich eher so, als wäre man zwei Jahre lang im Urlaub gewesen und die Finger schmerzen einen so, als hätte man gerade erst wieder angefangen, die Gitarre zur Hand zu nehmen. Wenn Sie aber eine tolle Gitarre besitzen sollten, die von sich aus schon etwas Substanz mitbringt und Spaß macht, dann geht es auch langsam wieder los mit den Licks, mit denen man vorher bei HiGain so leicht beeindrucken konnte. Es läuft dann etwas ruppiger, aber dafür umso dynamischer. So wie ein alter Porsche mit 100 km/h im zweiten Gang. ■

Anzeige